

Predigt des Gottesdienstes vom 13. März 2022 in Rohrbach

Text: Matthäus 16, 1-4

Liebe Gemeinde,

Jesus ist im Gespräch mit Glaubensgenossen, mit Landsleuten – genau genommen mit Vertretern zweier unterschiedlicher Bewegungen im damaligen Judentum. Und bereits die kurze Beschreibung in unserem Textabschnitt macht deutlich, dass es bei dieser Unterredung nicht um Lappalien ging, nicht einfach um Details, die man hätte klären können. Die Forderung nach einem „Zeichen vom Himmel“ ist eine Anfrage, eine Grundsatzfrage, der Ruf nach einer Art Gottesurteil, weil man sich menschlich nicht findet. Nun – Meinungsverschiedenheiten hat es zu allen Zeiten gegeben, auch ganz grundsätzliche. Das Spannende an unserem heutigen Abschnitt ist, dass Pharisäer und Sadduzäer nicht blosse Bezeichnungen für damalige jüdische Glaubensrichtungen sind, sondern dass sie im Grunde zwei Prototypen von Religiosität darstellen, die wir bis heute in menschlichen Gesellschaften finden:

Die Sadduzäer waren die „Gerechten“. Ihr Name leitet sich vom hebr. Wort „zadjik“ = *gerecht* ab. Sie gehörten zu der Oberschicht, zu den gut Situierten, waren etabliert und von ihrer Art her typische „Tue recht und scheue niemand“-Leute. Sie glaubten an ein Leben vor dem Tod, aber nicht an eines danach. Und da sie auch an Gott glaubten, nahmen sie ihren Wohlstand persönlich. Sie gingen davon aus, dass sie etwas richtig gemacht haben mussten, sonst wären sie ja nicht reich, d.h. gesegnet. Diese Haltung jedoch finden wir bis heute. „Jeder ist selbst der Schlüssel zu seinem Erfolg.“ – „Das Universum belohnt den, der das Leben richtig anpackt“ – „Wenn alle wären wie ich, sähe es auf der Welt besser aus.“ Sadduzäer. Selbstgefällige. Selbstgerechte. Es gibt sie auch in unserem Land.

Daneben gab es Pharisäer. Sie waren ein bisschen das Gegenstück dazu. Sie nahmen das religiöse Gesetz, d.h. die Vorschriften des Alten Testaments sehr ernst und versuchten, sie möglichst einzuhalten und zu erfüllen. Zu diesem Zweck definierten sie Standards, die ihnen zeigten, wie weit sie gehen mussten, und wann das Ziel erfüllt war. Und sie glaubten an ein Leben nach dem Tod. Denn dort erwarteten sie die Entschädigung für das, was sie auf Erden geleistet hatten, den Lohn für das, worauf sie verzichtet hatten. Auch ihren Glauben finden wir bis heute: Leistungsdenken, sich und anderen etwas beweisen wollen ... und dabei selbst festlegen, wie weit das Engagement gehen muss, und wann die Dienstleistung erbracht ist. Denn „*bis hierher*“ heisst eben gleichzeitig auch „*und nicht weiter*“, und wenn man sich zurechtlegt, man müsse einem anderen, der sich falsch verhalten hat, sieben Mal vergeben, dann bedeutet das eben auch, dass man es beim achten Mal sein lassen kann. Letztlich steckt auch hinter solchem Leistungsdenken Selbstgerechtigkeit, und selbstverständlich gibt es auch das bis heute. Unter anderem

ist es der Grundgedanke unserer Dienstleistungsgesellschaft und ihrer Zertifizierungskultur: Bis hierher und nicht weiter.

Und Jesus? Er bringt etwas völlig anderes. Er bringt keine neue Religion, keine neuen Standards – er bringt einen neuen Himmel. Einen, der ansteckend ist. Er nennt ihn das Gottesreich und sagt, es sei nahe herangekommen. Jesus kehrt im Grunde die ganze religiöse Frage um. Bei ihm geht es nicht darum, wie wir zu Gott kommen, sondern dass Gott zu uns kommen will. Es geht nicht darum, wie man recht leben soll, sondern dass uns im Leben der Rechte inspiriert. Es geht Jesus nicht um die Frage, wo die Grenze unserer Nächstenliebe liegen darf, weil Liebe im Grunde grenzenlos ist. Es gibt kein Kontingent, das wir bei Gott erfüllen müssen, und deshalb auch kein Limit, wie weit wir beim Guten gehen dürfen.

“Liebe, und dann tue, was du willst”, hat es ein paar Jahrhunderte der frühe christliche Theologe Augustin zusammengefasst, und er meint damit: Wenn deine Grundhaltung gegenüber anderen von Liebe und Wertschätzung geprägt ist, dann kannst du eigentlich nichts falsch machen. Dann darfst du dich sogar draus nehmen, dir Zeit gönnen für dich selbst, musst weder auf deinen Stand noch auf deine Leistung pochen, sondern darfst einfach leben, lieben. Und tun, was du willst.

Wie kommen wir zu solcher Liebe? Wie kommen wir dazu, dass wir nichts mehr beweisen müssen, sondern aus dem Vollen leben können?

Liebe Gemeinde, hier hat die Forderung der Pharisäer und der Sadduzäer nach einem Zeichen eben doch ihre Bedeutung. Denn im jüdischen Glauben gibt es von alters her die Verheissung eines Messias, eines Gott-Königs, der ein neues Zeitalter anbrechen lässt. Dort wird Gott bei den Menschen sein, und alles bekommt eine andere Bedeutung. Dieser Messias wird sich durch ein Zeichen zu erkennen geben, und nach diesem Zeichen fragen sie Jesus.

Aber Jesu merkt, dass ihre Frage nicht ehrlich und nicht echt ist. Es gibt Fragen, die stellen wir nur, um den andern zum Schweigen zu bringen. Jesus spiegelt seinen Gesprächspartnern, was auch unser Problem mit Gott ist: Wir schauen in den Himmel und spekulieren über das, was kommen wird, aber Gott sehen wir nicht. Gott interessiert uns nicht. Bis zum heutigen Tag haben Trendforscher, Zukunftsforscher, Wahrsager und selbsternannte Propheten Hochkonjunktur. Wir rechnen hoch, wie sich das Klima entwickeln wird, kalkulieren, wie sich die politischen Machtverhältnisse verändern werden, wie schnell die Weltbevölkerung zunimmt – aber Gott ist kein Thema. Er ist Privatsache. Wir schauen in den Himmel und erkennen ihn nicht,

«Ein böses und abtrünniges Geschlecht begehrt ein Zeichen» sagt Jesus, *«und ein Zeichen wird ihm nicht gegeben werden als nur das Zeichen des Jona.»* (V 4)

Die Forderung nach einem Zeichen vom Himmel ist nicht an sich falsch und auch nicht unberechtigt. Jesus kritisiert nur, dass er hinter der Forderung keine Offenheit spürt, das Zeichen dann auch wirklich erkennen zu wollen. Denn

in Wahrheit hat Gott sich nicht unbezeugt gelassen. Das «Zeichen des Jona» bezieht sich auf den alttestamentlichen Propheten Jona, der nach der Erzählung von einem grossen Fisch verschlungen und am dritten Tag lebendig wieder ausgespien wurde. Wenn Jesus auf ihn Bezug nimmt, verweist er im Grunde auf Ostern. Das leere Grab, drei Tage nach seiner Hinrichtung, die Begegnungen mit ihm als dem Auferstandenen – Jesus hat seinen Tod und seine Auferstehung bereits zu Lebzeiten anklingen lassen. Sie sind das Zeichen. Erkennen wir es?

Viele beantworten die Frage mit «nein». Für sie sind die biblischen Osterberichte etwas, das sie sich nicht recht erklären können, und das daher auch ohne Bedeutung für ihr Leben ist.

Für die andern, die an Ostern glauben, sind die Auferstehungsberichte auch unerklärlich. Aber gerade dadurch sind sie bereit, in ihnen ein Zeichen zu sehen: Den Himmel gibt es, das ewige Zeitalter, das Gottesreich, in dem Gott das letzte Wort über uns hat. Die Neue Schöpfung ist Wirklichkeit. Und darum kann ich heute schon als ihr Botschafter leben.

Und damit wir uns nicht missverstehen: in hundert Alltagssituationen werden auch Christen einfach absorbiert sein von der Welt, die sie umgibt. Sie tun, was sie hier und jetzt für richtig halten.

Aber dann gibt es auch immer wieder die Momente der Besinnung: Den Himmel gibt's, und ich gehöre dazu. Und dann tue ich Dinge, die nicht nur hier und jetzt richtig sind, sondern die ewig richtig bleiben werden. Weil sie von Gottes Liebe inspiriert sind, weil sie eine Reaktion darauf sind, dass ich zum Himmel gehöre.

Und Glaube an Jesus Christus hilft mir, mein Leben von diesen ewigen, erfüllten Augenblicken her zu verstehen. Sie sind es, die zählen, und wenn wir das so zu sehen beginnen, werden es mehr davon werden.

Heute Morgen gilt uns allen die Einladung, aus alten Glaubenssystemen auszusteigen und umzukehren, unserer Selbstgerechtigkeit und unserem Leistungsdenken den Rücken zu kehren und das Zeichen, das Jesus mit seinem Sterben und Auferstehen gesetzt hat, für uns gelten zu lassen.

Mag die Welt sein, wie sie will. Der Himmel ist nahe, das Gottesreich gibt es, für dich ist Platz dort.

Und die Welt braucht BotschafterInnen, die für diese Botschaft Zeichen setzen.

Amen. Fortsetzung folgt

Pfr. Alex Kurz, Rohrbach